

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 31

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nächstenliebe

Unruhe kam ins Haus, noch ehe die neuen Mieter eingezogen waren: «Ach, diese Verwaltungs-klötze», ächzte meine Nachbarin Lotti, die als Abwart schaltet und waltet, «ich habe ihnen extra gesagt, sie sollen mir nicht wieder

Von Ilse Frank

Ausländer schicken, trotzdem geben sie die Drei-Zimmer-Wohnung einer Tschinggen-Familie!»

Ich versuche längst nicht mehr, der Ergrauten beizubringen, dass Tschinggen Italiener sind. Also schwieg ich, wartete ab, denn dass der Redefluss noch lange nicht in Freudvolles mündete, dessen war ich sicher. «Anni und Berti im fünften Stock», fuhr die Klagende fort, «werden sich schriftlich beschweren, wenn sie der Lärm stört.» «Ihr wisst ja noch gar nicht, ob es laute oder stille Bürger sind», sagte ich tadelnd. «Lasst sie doch anrücken, bevor ihr über sie herzieht!» «Pfff», schnaubte meine Gesprächspartnerin, «den Mann kenne ich seit dreissig Jahren, der war schon als Knirps ein Sürmel.»

Ich ärgerte mich: «Dein Frem-

denhass geht mir auf die Nerven, und die Schwarzseherinnen verstehe ich schlicht nicht. Eine war Fürsorgerin, die andere hat ihr Irmeli allein grossgezogen. Eigentlich dürfte man von solchen Personen, besonders aber von Frauen, mehr Toleranz erwarten.» «Hilf nur wieder den andern – die dich überhaupt nichts angehen!» keifte Lotti. Da verabschiedete ich mich rasch.

Wenige Tage später wurden mir weitere Schreckensnachrichten überbracht: «Im Eingang stehen ein Trottinett und ein Velöli», berichtete meine Informantin aufgeregt, «die haben bestimmt kleine Kinder. Dabei war der Maler da, um das Logis frisch zu tapezieren. Alles für die Katz!»

Ich unterdrückte eine Erwiderung, verschob Belehrungen auf später. Mir schwante nämlich, dass sich die Lage zuspitzen würde.

Die düstere Ahnung erwies sich als Hellsichtigkeit: «Wie man wäscht, muss ich der Tschinggin noch beibringen; die hat null Ahnung!» raunzte Lotti, als ich ihr nach einer Woche über den Weg lief. Die Maschine sei

nicht geputzt gewesen, der Geldautomat leer, vernahm ich. «Und das dumme Tüpfli versteht erst noch kein Deutsch», entsetzte sich die Nörglerin. Nach einem fruchtlosen Beschwichtigungsversuch schlich ich kleinlaut von dannen.

Eines schönen Morgens begegnete ich der Italienerin, hinter deren Glockenrock sich ein Mädchen und ein Knabe versteckten. Ich grüsste laut, deutlich. Da tönte es hell zurück: «Ciao, ciao!» Das Bübchen reckte seinen Hals, zeigte einen blonden Lockenkopf, liess beim Lachen drei Mausezähne blitzen. Zum Stehlen! dachte ich. Nun wagte sich auch das Schwesterchen aus dem mütterlichen Schutzbereich, hüpfte auf und nieder, wobei seine straffen Zöpfe wippten. «Ich Kindergarten – du nicht?» fragte es, dann unterhielten wir uns eifrig über Tun und Lassen.

Als meine Nachbarin das nächstmal zu einer Schimpftirade ansetzte, unterbrach ich sie: «Die beiden Kleinen sind allerliebst, und die Mama wirkt sehr sympathisch.» Lottis Antwort war ein mürrisches Brummen.

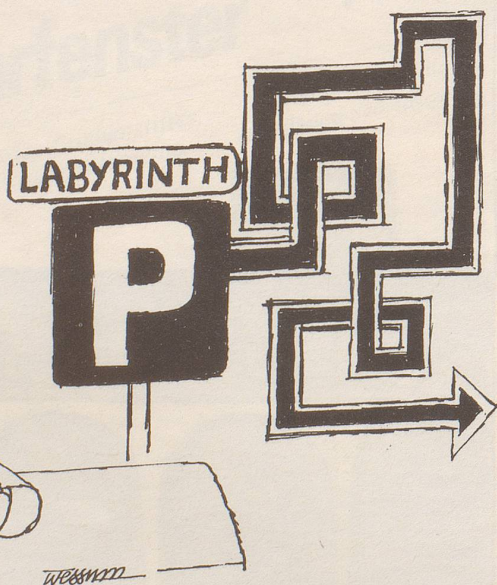
Kurze Zeit herrschte Frieden im Block. Heiter beging die Hauswartin ihren sechzigsten

Geburtstag. Geladen waren Verwandte, Freunde, Bekannte. Ich gehörte zur Festgemeinde. In der guten Stube redeten Scharen wild durcheinander. Plötzlich schrillte das Telefon. «Bei den Tschinggen geht es wieder einmal hoch her», verkündete die Jubilarin, die eben den Hörer eingehängt hatte. «Eine Mieterin regt sich furchtbar auf.» «Warum denn?» forschte die älteste Anwesende, «nach dem Zvieri will bestimmt niemand schlafen. Nimmt mich wunder, was man bei euch überhaupt darf.»

Ich strahlte, hoffte, diese Rede mache meiner ewigen Kontrahentin Eindruck. Dass ich mir zuviel versprochen hatte, merkte ich bald. Das Lamento über die «Ungeratenen» wurde zu Lottis Dauerthema.

Nun zittere ich dem 1. August entgegen. Fürchte, den Italienern könnte es einfallen, mit Landsleuten auf die gemeinsame Wahlheimat anzustossen. Das würde von Lotti und ihren Gesinnungsgenossinnen bestimmt als Sakrileg empfunden. Im Rütliaraus liebten sie die Nächsten anderer Nationalität wohl eher weniger denn mehr als sonst.

Heil dir, Helvetia, hast noch der Töchter ja ...



Lächle, Bajazzo

Nach einem kleinen Spaziergang wollte ich in mein Zimmer im dritten Stock gehen, mit Aussicht nach weit und breit. Doch mich zog es ins Bett – ohne Aussicht. Müden Schrittes, meine

Krankheit noch in mir spürend, trat ich durch die schwere Eingangstür des Kurhauses und blickte mich in der Eingangshalle um. «Sie, hallo!» tönte es aus einer Gruppe von Frauen beim Fenster vorn. Meinten sie mich? Eben noch dachte ich: Kein Mensch kennt mich, weiss von meiner Krankheit, ich möchte

nach Hause. Mich verkriechen. Schlafen. Vergessen.

«Kommen Sie doch! Haben Sie keine Strickarbeit? So so, Sie haben eine. Wo ist sie denn? Stricken Sie ganz allein?» Die Frauen sprachen auf mich ein, lachten und bewegten die Nadeln. «Etwa im Bett? So wird man nicht gesund. Holen Sie das Zeug, und zeigen Sie uns, was Sie können!» Alle lachten, sahen mich aufmunternd an.

Mitten drin war ich im Nu. Ich war eine besondere Attraktion, weil ich Socken strickte und mühelos die Ferse herzaubern konnte. Immer wieder wurde ein Polstersessel in den Kreis geschoben. Wer nicht strickte, musste dichten helfen.

Beim Nachtessen im grossen Saal nickte ich lächelnd nach links und rechts meinen neuen Bekannten zu. Schon war ich nicht mehr fremd. Mein Selbstmitleid schwand. Ich war dankbar, zur Erholung weilen zu können.

Mit Tränen kämpfend, sass mir eine junge Frau am Tisch gegen-

über. Vorher hatte ich sie nicht beachtet. Froh gemacht durch die Strickrunde, fragte ich sie nach dem Grund ihrer Traurigkeit. Die andere Frau am Tisch, der Herr neben mir, alle sprachen wir miteinander. Wir kannten uns noch nicht, aber wir hatten ein Lächeln füreinander.

Jeder Tag brachte Gelegenheit, einen andern Menschen anzulächeln und dadurch ein Schicksal erträglicher zu machen.

Die strickenden Frauen wurden manchem Heimweh Meister, verbitterte Mienen hellten sich auf. Freude und Dankbarkeit breiteten sich aus. Aller Lächeln wurde soviel wert wie die teuren Therapien, die man im Untergeschoss anwandte.

Im Kurhaus steckte das Lächeln an, erleichterte manchem bleichen Ankömmling den Anfang. – Und erschwerte das Heimgehen.

Wir beschlossen, einen neuen Beruf zu «erfinden». Damit wollten wir die Krankenkassen sanieren, Ärzte von den vielen Therapieverordnungen abhalten, Kur-

häuser aus den roten Zahlen bringen. Das Arbeitsbild des neuen Berufes: Eine Person, im Polstersessel der Eingangshalle eines Kurhauses sitzend, die strickt und hie und da aufblickt, um Eintretende anzulächeln. Wir probierten es gleich aus. Der Erfolg war überwältigend. «Bajazzo», der immer Lächelnde, so wollten wir den neuen Beruf nennen.

Wenn auf Ihrer nächsten Kurhausrechnung unter «Bajazzo» eine Kleinigkeit zu berappen steht – Sie sind orientiert ...

Micheline Vuille-Chatelain

Muss das sein?

Wer Hunger hat, muss essen, das ist hinlänglich bekannt. Der Körper fordert sein Recht, soll er störungsfrei funktionieren. Aber: Wie in der Industrie, so entstehen auch beim Wunderwerk der Natur Abfallprodukte, die es zu beseitigen gilt. Dem Menschen stehen dafür genial konzipierte sanitäre Einrichtungen zur Verfügung. Weil nun aber des Mannes/ der Frau bester Freund diese Erfindung kaum je wird benutzen können, stellten unsere Stadtväter Hunde-WCs und Abfallkübel zur gefälligen Benutzung auf.

Diese grünen Boxen haben es mir angetan, sind sie doch raffiniert für die Zweifach-Benutzung geschaffen. Einerseits kann man oben einem Spender Plastik-säcklein entnehmen, andererseits das «Geschäft» darin verpackt dem unteren Sammelbehälter anvertrauen. Eine saubere Sache und, besonders für unsere Helfer vom Strassenreinigungsdienst, sicherlich eine Wohltat. – Wenn die zur Benutzung empfohlene Einrichtung auch im Sinne des Erfinders gehandhabt wird.

Leider aber machen sich oft zu nächtlicher Stunde Leute daran zu schaffen und fabrizieren aus den Säcklein am Meter Endlos-Girlanden, die Wege und Strassen verunzieren.

Vierbeiner sehe ich allzuoft die Trottoirs und Rinnsteine verschmutzen, ohne dass Herrchen oder Frauchen auch nur in Erwägung zöge, die grünen Wächter der Sauberkeit zu beanspruchen.

Da schreit die Schweizer Bürgerschaft nach Reinlichkeit, da werden konkrete Lösungen angeboten – und sie kümmern manchen einen Dreck. Mir tun die Strassenwischer leid, die weiterhin statt nur Laub, Staub und Pa-

pier auch die Exkremente der Tiere gedankenloser Mitmenschen entfernen müssen. *Uschi*

Das Schlafmittel

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen ... Kann er das noch immer? Sind nicht auch geflügelte Worte mitunter dem Wandel der Zeit unterworfen?

Reisen heisst unterwegs sein. Reisen weitet den Horizont. Wer reist, wird aufgeschlossener und interessanter! So und ähnlich tönt es mir in den Ohren aus jener Zeit, da mich das Fernweh oft fast in Stücke riss, die Möglichkeiten des Reisens aber noch begrenzt und mit allerhand Mühseligkeit, Eigeninitiative und Erlebnishunger verbunden waren. Damals bedeutete reisen, die Räder der SBB dritter Klasse unterm Ehrenwerten spüren, vorüberziehende Bilder aufnehmen, Kontakte knüpfen und Proviant teilen, Sinn für Distanzen entwickeln, intensiv und bewusst erleben, was jede kostbare Minute an Überraschendem bot, um endlich am Bahnhof seiner Träume einzutrudeln und das nächste Kapitel ins Auge zu fassen. Reisen hiess bereit sein, die kaleidoskopisch sich zusammenfügenden Eindrücke des Unterwegsseins maximal auszuschöpfen und inneren Gewinn daraus zu ziehen. Und wie war das mit dem Schlaf und der Müdigkeit? Wache Erlebnisbereitschaft erlaubte es einfach nicht, sich etwas entgehen zu lassen.

Wer heute im modernen Bus nach dem Motto «Schlafen Sie gut ans Meer!» reist, lässt sich bequem, mit Fuss- und Hühneraugenhochlagerung, schnell, komfortabel und mit geschlossenen Augen nach Italien, Spanien oder Jugoslawien rollen. Nur das Ziel ist wichtig; der Weg, die Route, das Näherkommen haben an Bedeutung eingebüsst. Wen wundert es, wenn sich manche Reisebuspassagiere später lediglich an einen lästigen Störenfried von Schnarcher oder an eine defekte Aircondition, aber kaum an Länder und Orte auf ihrer Reiseroute erinnern können?

Reisebusfahrten als zuverlässiges Ein- und Durchschlafmittel sind relativ neu auf dem Schweizer Markt. Auf Langstreckenfahrten wirken sie garantiert zuverlässig; etwaige Nachwirkungen durch anregende Erlebnisse sind nicht zu befürchten, Neben-

wirkungen gibt es ausschliesslich finanzieller Art. Reisebusfahrten ans Meer sind all jenen zu empfehlen, die vom Toxikum chemischer Schlafmittel wegkommen möchten sowie über viel freie Zeit und genügend Moneten verfügen.

Myrtha Glarner

Der neueste Hit, extra für mich

Der allerneueste Hit, und, wie man mich zu überzeugen versucht, für meine Person brandaktuell: der Grossmutterkurs!

Zwecks Auffrischung alter Kenntnisse? Das wohl weniger. Dann also zwecks Anfreundung mit den neuesten Pflege- und Erziehungsmethoden. Um den grössten Schock zu verhindern. Die antiquierte Grossmutter akzeptiert die «Moden» eher, wenn sie von einer diplomierten Kursleiterin gepriesen werden, als wenn die Schwiegertochter einfach «alles anders macht als wir früher».

Dabei war ich doch seinerzeit eine derart altmodische Mutter, dass es heute geradezu avantgardistisch anmutet. All das Altmodische, das ich damals tat, ist jetzt hochmodern. Heute stillen doch beinahe alle Mütter. Sie nähren zwar ihre Kinder zu allen Zeiten und Unzeiten, aber warum soll man etwas unterlassen, wenn man überzeugt ist, dass es richtig ist? Zu unserer Zeit wurde dafür die antiautoritäre Erziehung propagiert. Auch sie fand viele Anhänger.

Ein anderes «heisses» Thema sind wohl die Wegwerfwindeln: Zu unserer Zeit gross im Kommen, sind sie heute wahrscheinlich, im Zeichen des Umweltschutzes, eher am Schwinden. Nein, der Grossmutterkurs ist «nothing for me». Ich war nie im Leben eine erfahrene Mutter, sondern immer nur ein Handge-lenk-mal-Pi-Mami. Und ein Grossmutterkurs soll ja wohl die armen jungen Mütter (lies Schwiegertöchter und Töchter) vor den erfahrenen Omas bewahren.

So vernünftig, dass ich den Pop nicht schon im nächsten Winter an den «Engadiner» mitnehme, bin ich von selbst.

Ein Blick in meine Agenda bereitet der Diskussion, zum Glück, ein frühes Ende, weil ich in der Grossmutterkurswoche berufs-

halber ortsabwesend bin. (Da das so jugendlich und so emanzipiert tönt, muss ich es unbedingt niederschreiben. Denn ganz einfach ist das Grossmutterwerden nun auch wieder nicht!)

Dina

Sage mir ...

Beinahe alle kennen das «Spiel»: Sage mir, wie du schläfst, gehst, isst, und ich sage dir, wer du bist.

An dieses psychologische Meisterstück dachte und denke ich fast täglich. Mein Blick aus dem Fenster geht direkt auf den Parkplatz eines Pflegeheimes. Klar und deutlich sind die wenigen Plätze für Patiententransporte und Ärzte reserviert; kaum 150 Meter entfernt gibt es einen grossen allgemeinen Parkplatz für Besucher und Pflegepersonal. Trotzdem ist der nähere, kleine Parkplatz stets zu klein: überstellt mit Fahrzeugen von Pflegepersonen, jüngeren Besuchern und eben jenen, die am liebsten direkt ins Zimmer des zu Besuchenden – oder doch auf die Etage – fahren möchten.

Kürzlich waren alle sechs Plätze besetzt. Was tat nun der nächste? (Es war ein mittelalterlicher Herr, der häufig seinen Vater besucht und meist knapp zwei Stunden bleibt.) Fuhr er auf den grossen Platz und ging dann den kurzen Weg? Das wäre zu gewöhnlich gewesen! Direkt vor dem Eingang liess er sein Prestigeobjekt stehen. Sollten Taxis, Lieferanten oder Abholer sehen, wo sie hinführen!

Seit meinen Beobachtungen mache ich für mich das Spiel mit Variationen: Sage mir, wie alt du bist, und ich sage dir, wo du parkierst. Oder umgekehrt: Wo parkierst du, um den betagten Vater oder die bejahrte Tante zu besuchen? Je nach Antwort habe ich einen Jugendlichen, junggebliebenen oder einen vergreisten Menschen vor Augen. – Wer wo seinen Wagen abstellt? – Die Antwort ist nicht schwierig zu finden.

Hanni Gerhard

Ein Geschenk für
das ganze Jahr:
Ein Nebelspalter-
Abonnement bringt
52 x Frohsinn!